

Evidenz als Sprachspiel. Zum erkenntnistheoretischen Problem des Verhältnisses von Wissenschaft und Sprache

Gernot Kamecke

Der Versuch, das Verhältnis zwischen den Wissenschaften und ihren Sprachen zu beschreiben, führt unmittelbar in den Kernbereich der philosophischen Fragen nach den Wahrheitsbedingungen des menschlichen Denkens und Handelns. Es ist heute absolut unerlässlich, dass alle Wissenschaften – und insbesondere die Geistes- und Humanwissenschaften – nicht nur ihre Gegenstände darlegen, sondern auch reflektieren, wie sie deren Zusammenhang auf nachvollziehbare Weise in eine Sprache übersetzen bzw. mit Hilfe der Sprache herstellen. Jede Wissenschaft hat eine eigene Sprache und deren Grundregeln muss jeder Wissenschaftler in der Praxis beherrschen. Ohne eine gemeinsame Sprache, die von allen Wissenschaftlern einer bestimmten Disziplin nach verständlichen Regeln angewendet wird, könnte keine Wissenschaft der Mindestanforderung epistemologischer Konsistenz genügen, nämlich dem Anspruch auf überprüfbare Faktizität. Wissenschaft ist die nachvollziehbare Darstellung von Tatsachen in Übereinstimmung mit der Wirklichkeit im Medium einer spezifischen Sprache. Dieser Satz, der auf den ersten Blick ebenso einleuchtend wie plausibel ist, führt jedoch nicht nur in ein zentrales Problem der Erkenntnistheorie, sondern enthält auch eine grundlegende ethische Prämisse für die gute wissenschaftliche Praxis.

Im Folgenden möchte ich die Frage nach dem Verhältnis von Wissenschaft und Sprache aus der philosophischen Perspektive betrachten und ein kleines, aber zentrales Detail ihrer Möglichkeitsbedingungen auf den Sprachspielbegriff von Ludwig Wittgenstein hinführen, der zugleich als der Erfinder der erkenntnistheoretischen Reflexion aller in diesem Band versammelten Gegenstände gelten kann. Um dies zu tun, beginne ich mit dem Versuch, die Relevanz und die Tragweite des Sprachproblems anhand eines Begriffs zu verdeutlichen, der in den Wissenschaften ganz ‚selbstverständlich‘ Anwendung findet. Mit welchen Schwierigkeiten man konfrontiert werden kann, wenn die Wissenschaft auf der Grundlage von Sprache reflektiert wird, zeigt sich nämlich sehr eindrücklich, wenn man sich vornimmt, den Begriff der *Evidenz* zu erklären. Evidenz bezeichnet etwas, das eigentlich nicht erklärungsbedürftig ist bzw. das sich von selbst erklärt. Was aber bedeutet Evidenz bzw. wie lässt etwas Evidentes sprachlich angemessen beschreiben?¹

*Das philosophische Evidenzproblem und der Ursprung
der Frage nach dem Verhältnis von Sprache und Wissen*

Etymologisch bedeutet Evidenz, was „offenkundig“ ist (*evidentia*) bzw. was „klar und deutlich“ vor Augen steht (*enargeia*). Was evident ist, kann man „sehen“ (*videre*). Damit liefert die Etymologie des Evidenzbegriffs ein Modell für die Gewissheit des Denkens: Man weiß etwas mit Sicherheit, weil man es gesehen hat. Mit der Forderung nach der Sichtbarkeit des Gewussten legt das Modell zugleich aber auch den Angriffspunkt des Zweifels offen. Wie ungewiss die aus Augenschein gewonnene Erkenntnis sein kann, lässt sich leicht zeigen, wenn man nach den Zusammenhängen fragt, in die eine Behauptung, etwas gesehen zu haben, eingebettet wird. So galt zum Beispiel die Unbeweglichkeit der Erde im Abendland über 1500 Jahre lang als unmittelbar evident, da jeder dies ‚sehen‘ konnte. Heute dagegen gilt das Gegenteil als evident, ohne dass man es (ohne technische Hilfsmittel) sehen könnte. Auch die ‚Sichtweise‘ eines Angeklagten, der absolut sicher ist, niemals ein Verbrechen begangen zu haben, wird vor Gericht wenig Gewicht gegen die Aussage von mehreren Augenzeugen haben, die ihn übereinstimmend bei der Tat beobachtet haben. Anders herum gilt aber: selbst wenn Tausende darin übereinstimmen, eine Erscheinung wie die Jungfrau von Guadalupe ‚gesehen‘ zu haben, ist diese Tatsache, außer für Mariengläubige, jedoch mit Sicherheit nicht evident². An diesen Beispielen wird deutlich, dass in den Streitfällen, die aufgrund von historischen, kulturellen oder sozialen Bedingungen eine prinzipielle Nichtübereinstimmung zwischen etwas unmittelbar Gesehenem und einem sprachlich vermittelten Sachverhalt aufweisen, stets eine übergeordnete Instanz entscheiden muss, ob die Evidenz selbst evident ist.

Wie in der Wissenschaft ist der Begriff der Evidenz in der Philosophie, und nicht nur in der Sprachphilosophie, eine ebenso notwendige wie problematische Instanz. Der Begriff ist notwendig, weil er einen letzten Haltepunkt nicht mehr hinterfragbarer Sicherheit postuliert, ohne den weder die Erkenntnis wahrer Sachverhalte noch das philosophische Denken überhaupt konsistent funktionieren könnten. Er ist zugleich problematisch, weil sich nie genau bestimmen lässt, wo sich dieser Haltepunkt befindet. Der Grund für dieses Dilemma liegt zunächst in der Ungenauigkeit der ‚veranschaulichenden‘ Verwendung der Sprache. Die Metaphern der Visualität finden sich selbst in den philosophischen Definitionen wieder. Gemäß einer Zusammenführung der heute einschlägigen Definitionen der Erkenntnistheorie bezeichnet Evidenz „einen als unbezweifelbar *angesehenen* Sachverhalt“, der einer „unmittelbar *einleuchtenden* Selbstbezeugung wahrer Erkenntnis und der immanenten Legitimation von Urteilen“ entspricht³. Auch wenn der Gegenstand dieser Definition an sich evident ist, bleibt doch der Gebrauch des Begriffs Evidenz unklar. Was ist damit gesagt, wenn jemandem etwas ‚einleuchtet‘? Schreibt man die Evidenz dem Subjekt zu, das etwas auffasst, dem Gegenstand, der aufgefasst wird, dem Urteil, durch das der Gegenstand aufgefasst wird, oder der Sprache, in der das Urteil formuliert wird? Meint man den Gedanken, den Aus-

druck des Gedankens oder die Zustimmung zum Ausdruck des Gedankens?

Ein kurzer Blick auf die Geschichte der Evidenztheorie lässt das philosophische Problem, das in der erkenntnistheoretischen Frage nach dem für die Wissenschaften grundlegenden Zusammenspiel von Zweifel und Gewissheit zum Ausdruck kommt, deutlich werden. Ursprünglich kann die Etymologie des Evidenzbegriffs an einem alten, über Jahrhunderte verfestigten Ideal der „unteilbaren Gewissheit“ festgemacht werden. In der Antike bezeichnete der Begriff Evidenz bei Cicero und in der epikureischen Erkenntnislehre sowohl den „Offenkundigkeitscharakter des Offenkundigen“ im abstrakten Sinne als auch das „je Offenkundige“ im konkreten Fall. Auf diese umfassende Weise ist die *Evidentia* in der mittelalterlichen Scholastik – etwa im Streit über die Natur der Universalien – als eine letzte Instanz der absoluten Gewissheit (in Gott) interpretiert worden. In ihr konnten sowohl die abstrakten als auch die konkreten Gegenstände des Wissens sicher aufgenommen werden. Zum theoretischen Problem wurde der Evidenzbegriff erst mit dem Verlust seiner metaphysischen Selbstgewissheit in der rationalistischen Philosophie der Neuzeit. Im 17. Jahrhundert sind zwei grundlegende Einwände formuliert worden, die die Evidenz so nachhaltig in Zweifel gezogen haben, dass man heute gezwungen ist, zu erklären, was man mit diesem Begriff meint.

Den ersten Einwand äußerte René Descartes. Er fragte auf der Grundlage eines erkenntniskritischen Ausschlussverfahrens nach Zusammenhängen, die *nicht* evident sind. Descartes konzipiert in seinem *Discours de la méthode* (1637) einen stark eingeschränkten Evidenzbegriff, der unter allen Erkenntnissen nur diejenigen akzeptiert, die „vom aufmerksamen Geist klar und deutlich wahrgenommen werden“ oder aus diesen schrittweise abzuleiten sind. Unter dem radikalen „methodischen Zweifel“, der sogar die Gewissheit geometrischer Aussagen in Frage stellt, ist bei Descartes keine Idee so klar und deutlich wie diejenige des sich der eigenen Existenz versichernden denkenden Subjekts: *ego cogito*⁴. Diese „subjektive Wende“ lässt einen neuen Evidenzbegriff entstehen, der im 18. Jahrhundert vom Empirismus David Humes und der kritischen Transzendentalphilosophie Immanuel Kants aufgenommen sowie im 19. Jahrhundert psychologisch interpretiert worden ist, bevor er im frühen 20. Jahrhundert in die Phänomenologie Edmund Husserls einmündet. Die „apodiktische“ (von selbst gegebene) Evidenz bedeutet bei Husserl ein „Erlebnis der Wahrheit“, d.h. eine lebensweltlich zu beschreibende „Grundform der Erfahrung“, in der Gegebenes und Gemeintes durch ein subjektives Urteil zur Deckung kommen⁵. Das philosophische Problem der Evidenz erweist sich in dieser von Descartes zu Husserl führenden Genealogie als eines der analytischen Unterscheidung (und ihrer wahrnehmungspsychologischen und letztlich sozialen und kulturellen Bedingungen) zwischen den *täuschenden* und den *tatsächlichen* Evidenzerfahrungen.

Den zweiten Einwand äußerte Gottfried Wilhelm Leibniz. Er forderte auf der Grundlage einer kritischen Philosophie der Sprache, dass der Wahrheitsgehalt evidenter Tatsachen logisch beweisbar sein müsse. Das ganze System der leibnizschen Philosophie (*Essai de Théodicée* 1710 – *Monadologie* 1714) ist

insgesamt Ausdruck eines auf logischer Sprachanalyse basierenden Denkens. In seinen systematischen Schriften lassen sich die komplexen Begriffe auf einfache „atomare“ Konzepte zurückführen, die einzigartig und so voneinander verschieden sind, dass ihnen „auf eineindeutige Weise“ Zeichen zugeordnet und aus diesen wiederum alle Begriffe abgeleitet werden können. Hier entsteht das Grundmodell der „idealen Sprache“⁶, deren Metaphysik durch den Materialismus des 18. und den Positivismus des 19. Jahrhunderts kritisiert, deren logische Konstruktion aber in der sprachanalytischen Philosophie des 20. Jahrhunderts durch Gottlob Frege, Bertrand Russell und Ludwig Wittgenstein aufgegriffen und weiterentwickelt worden ist. In diesem logischen Gebäude einer transparenten Sprache bleibt für den subjektiven Part der Evidenzerfahrung – im Sinne der Subjektphilosophie der Erkenntnis von Descartes bis Husserl – jedoch kein Platz. Im Gegenteil, das Subjekt und seine „lebensweltlichen“, d.h. psychologischen, kulturellen und sozialen Probleme gilt es in diesem Modell ausdrücklich zu eliminieren bzw. auf analysierbare Elemente der Sprache abzubilden. Die Art und Weise, wie ein Wahrheitsanspruch als unmittelbar gegeben gedacht werden kann, ist in der analytischen Philosophie eine vollkommen andere als in der Phänomenologie. Die Evidenz – als kleinstes Element der Zusammenhänge, die eine Wahrheit ergeben – ist nicht die subjektive Erkenntnis unmittelbar einleuchtender Tatsachen, sondern ist auf „Axiome“ zurückzuführen, d.h. auf „nicht abgeleitete“ Bestandteile eines objektiven und formalisierten Systems von logischen Sätzen.

Nimmt man beide Einwände gegen den metaphysischen Evidenzbegriff der Antike und des Mittelalters zusammen, gelangt man aus der Perspektive des 20. Jahrhunderts in eine Aporie, die jenen Ausdruck, der ursprünglich die Selbstverständlichkeit selbst bezeichnete, in ein erkenntnistheoretisches Problem verwandelt, das absolut erklärungsbedürftig ist. Die Selbstverständlichkeit der Evidenz bedarf der Explikation im Medium der Sprache. Dabei zeigt sich unmittelbar, dass die Erklärung der Selbstverständlichkeit im Vollzug wahrer Zusammenhänge auf das eigentlich zu Erklärende zurückgreifen muss, woraus die folgende Aporie entsteht: „Wer für die Evidenz argumentiert, begeht einen Zirkel, denn er will beweisen, dass es Evidenz gibt, wofür er Evidenz bereits voraussetzen muss. Wer gegen sie argumentiert, begeht einen Selbstwiderspruch; denn er muss voraussetzen, dass seine Argumentation evident ist“⁷. Für die Auflösung dieser Aporie stehen philosophiegeschichtlich zwei Wege zur Verfügung, die sich einander auszuschließen scheinen: entweder die Phänomenologie der subjektiven Erfahrung oder die Logik der atomaren Aussagen. In beiden Fällen wird absolute Unbezweifelbarkeit schlicht behauptet. Im ersten Fall bedeutet das „Einsehen“ des unmittelbar „anschaulichen“ Kerns eines evidenten Sachverhalts die Selbstvergewisserung auf der Grundlage eines unhinterfragbaren *ego cogito*. Im zweiten Fall bedeutet es den abstrakten (objektivierbaren) Nachvollzug eines logisch eindeutigen Beweises, deren Schlussregeln aber bestimmte Axiome voraussetzen, über die (für alle beteiligten Subjekte) absolute Unbezweifelbarkeit schon bestehen muss. Zugespitzt kann man sagen, dass die Philosophie zu Beginn des 20.

Jahrhunderts die Evidenz – als Grundbegriff einer objektiven Wahrheit – in das Dilemma ihrer eigenen Konsistenz verwandelt.

Und dennoch gibt es Evidenz, und zwar mit unhinterfragbarer Sicherheit. Jeder vernünftige Mensch weiß es und kann darüber sprechen. Es gibt z.B. absolute „wahrnehmungsevidente“ Selbstverständlichkeiten wie ‚die Erde existiert‘ oder ‚Ich lebe hier und heute‘. Und es gibt mathematisch absolut richtige Aussagen wie $a=a$, den Satz des Thales oder die Unabhängigkeit der Kontinuumshypothese. Und schließlich gibt es den gesunden Menschenverstand, dem gemäß klar und deutlich und für alle einsichtig ist, dass es Situationen gibt, in denen ein Sachverhalt für eine Person, für mehrere oder alle zusammen absolut einleuchtet und unbezweifelbar ist (so zum Beispiel in den Kommunikationen individueller oder kollektiver Grundbedürfnisse nach der Existenz politischer Verfassungen, der Liebe, der Nahrung und dem Wohnen etc.). In der lebensweltlichen Praxis beruht die Evidenz zumeist auf der Entscheidung für eine Wahrheit. Diesem letztgenannten Einwand der reinen Vernunft möchte ich nun folgen und die These von der Existenz der Evidenz annehmen, um sie aus der Perspektive der Sprachphilosophie zu reflektieren.

Evidenz und Wahrheit bei Wittgenstein.

Die Regeln der wissenschaftlichen Verwendung der Sprache

Der wichtigste Repräsentant der Sprachphilosophie ist Ludwig Wittgenstein. Seine Frage nach den möglichen Beziehungen zwischen der Sprache und der Welt, die er als das Hauptproblem jeder Philosophie angesehen hat, stellt zugleich eine Herausforderung für alle wissenschaftlichen Disziplinen dar, die sich mit der Frage auseinandersetzen müssen, auf welche spezifische Weise sie die Zusammenhänge der ihnen einsichtigen Sachverhalte sprachlich evident machen. Die Philosophie Wittgensteins repräsentiert in ihrem eigentümlichen Gegensatz zwischen Früh- und Spätwerk den gesamten Bereich der sprachphilosophischen Reflexion und bildet in der Weiterführung sowohl der kartesischen als auch der leibnizschen Linie eine Matrix für die wichtigsten Strömungen des Denkens im 20. Jahrhundert. Der frühe Wittgenstein des *Tractatus logico-philosophicus* ist der zentrale Vertreter der (logischen) „Philosophie der idealen Sprache“⁸, der späte Wittgenstein der *Philosophischen Untersuchungen* ist der bedeutendste Repräsentant der (phänomenologischen) „Philosophie der normalen Sprache“⁹.

Wenn die klassische Logik ein System darstellte, das absolut widerspruchsfrei und vollständig wäre, stünden die Chancen gut, dass mit dem Gebäude der idealen Sprache ein allgemeingültiges Verfahren für die Herleitung wahrer Aussagen aufgestellt und damit das Evidenzproblem ein für alle Mal geklärt worden wäre. Als Wittgenstein 1919 das knapp 70-seitige Manuskript des *Tractatus logico-philosophicus* aus einem italienischen Kriegsgefangenenlager an seinen Lehrer Bertrand Russell in Cambridge gesendet hatte, glaubte er, mit seinem System ein allgemeingültiges Verfahren für die Herleitung wahrer Aussagen aufgestellt und die Probleme der Philosophie „im Wesentlichen endgültig

tig gelöst zu haben“¹⁰. Die These des *Tractatus* lautet, dass sämtliche philosophischen Fragen bzw. alle „Gegenstände des Denkens“ auf der Grundlage einer einzigen Theorie formuliert werden können, die darin besteht, all das logisch darzulegen und sinnvoll zu überprüfen, „was gesagt werden kann“, und zugleich von dem zu unterscheiden, „was nicht gesagt werden kann“¹¹. Denken, Wissen und Kommunikation sind beim frühen Wittgenstein sprachlicher Ausdruck im Verweisungszusammenhang einer generalisierten Grammatik. Der Grundgedanke dieser These beruht darauf, dass alle Sprachen – jede natürliche Sprache ebenso wie jede symbolische – grundsätzlich betrachtet ein und dieselbe logische Struktur besitzen und dass diese Struktur auf der Grundlage der *Principia Mathematica* von Russell und Alfred North Whitehead darstellbar ist: „Alle Sätze unserer Umgangssprache“, heißt es im *Tractatus*, „sind tatsächlich, so wie sie sind, logisch vollkommen geordnet“¹².

Wittgensteins frühe Abbildtheorie der Bedeutung geht von der Annahme aus, dass sich ein solches Modell vollständig und widerspruchsfrei formulieren lässt. Der Autor des *Tractatus* ist absolut davon überzeugt, dass alle Ausdrücke gebräuchlicher Alltagssprachen auf eine „ideale Sprache“ abgebildet und auf der Grundlage der formalen Logik analysiert werden können. Somit beruht die sprachliche Repräsentationsleistung als solche insgesamt auf einem stringenten Wahrheitsbegriff. Auf dieses formale Fundament bauend, präsentiert Wittgenstein in logisch strenger Herleitung eines der originellsten und zugleich kürzesten Gedankengebäude der neueren Philosophiegeschichte. Im Kern sind es nur sieben Sätze, in denen behauptet wird, sämtliche Kategorien zu präsentieren, die für eine allgemeine Beschreibung des Verhältnisses zwischen dem Menschen, der Welt und dem Denken, d.h. der Sprache, die diese Welt abbildet, notwendig und hinreichend sind:

1. Die Welt ist alles, was der Fall ist [...] 2. Was der Fall ist, die Tatsache, ist das Bestehen von Sachverhalten [...] 3. Das logische Bild der Tatsachen ist der Gedanke [...] 4. Der Gedanke ist der sinnvolle Satz [...] 5. Der Satz ist eine Wahrheitsfunktion der Elementarsätze [...] 6. Die allgemeine Form der Wahrheitsfunktion [...] sagt nichts anderes, als daß jeder Satz ein Resultat der successiven Anwendung einer bestimmten Operation auf die Elementarsätze ist [...] 7. Wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen¹³.

Das philosophische Modell des frühen Wittgenstein beschreibt die Strukturelemente einer universellen Grammatik, auf die potentiell alle Aussagen, zu denen das Denken der Menschen fähig ist, zurückgeführt werden können. Da „die Welt und das Leben Eins sind“ (5.621), spiegelt sich „die gesamte Wirklichkeit“ (2.063) in der „Gesamtheit der Tatsachen“ (1.1), deren Bilder – als „Modell der Wirklichkeit“ (2.12) – dem Ausdruck der Gedanken bzw. dem Sinn der Sätze entspricht. Der Sinn eines jeden Satzes wird logisch als „seine Übereinstimmung und Nichtübereinstimmung mit den Möglichkeiten des Bestehens und Nichtbestehens der Sachverhalte“ (4.2.) bestimmt, wodurch sich zwingend und immer entscheidbar dessen „Wahrheit oder Falschheit“ (2.222) erweist. Und da „die Gesamtheit der Sätze [...] die Sprache [ist]“ (4.001),

kann das aufgestellte Analyseverfahren die Wahrheitsbedingungen aller (durch eine endliche Menge von Zeichen) in Sätzen „sinnlich wahrnehmbar“ ausgedrückten Gedanken (3.1.) auf wenige abzählbare Parameter der Wahrscheinlichkeitslehre (4.463-4.4661) zurückführen und zugleich Anspruch auf Vollständigkeit erheben: „Alles, was überhaupt gedacht werden kann, kann klar gedacht werden. Alles, was sich aussprechen läßt, läßt sich klar aussprechen“ (4.116). Insofern gilt der Fundamentalsatz der Philosophie der idealen Sprache: „alle Philosophie ist ‚Sprachkritik‘“ (4.0031)¹⁴.

Dieses Modell hat drei Konsequenzen für die Frage des Verhältnisses zwischen der Sprache, als Gesamtheit möglicher Aussagen, und der Philosophie, als Institution der Evidenzüberprüfung. Wittgensteins Gebäude verfügt zum einen über eine eindeutige und nachprüfbar Unterscheidung zwischen wahren (zutreffenden) und unwahren (nicht zutreffenden) Sachverhalten. Entweder ist ein Satz wahr oder falsch, indem er entweder ein Bild der Wirklichkeit (der Ausdruck eines bestehenden Sachverhaltes) ist oder nicht ist. Die Evidenz – im Sinne der gegebenen Gewissheit – liegt dabei – wie bei Leibniz – auf der Ebene der „Elementarsätze“, d.h. der „atomaren Bestandteile“ eines Satzes oder der „einfachen Gegenstände“ einer Situation. Diese verfügen – wie die Namen oder die Zeichen – selbst weder über Wahrheit noch über Bedeutung, da diese erst über die Verknüpfung der Elementarteile zu einer Aussage in einem Satz hergestellt (oder nicht hergestellt) werden. Zum zweiten funktioniert die Analyse der Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Denkbarkeiten und ihrer Wahrheitsfunktionen ohne die Vermittlung eines Subjekts. Die lebensweltliche, „psychologische“ Komponente des Nachvollzugs eines wahren Sachverhaltes kann unberücksichtigt bleiben: „Das denkende, vorstellende Subjekt [...] gehört nicht zur Welt, sondern ist eine Grenze der Welt“¹⁵. Der Begriff des ‚Einleuchtens‘ ist in der Logik entbehrlich, weil „die Sprache selbst jeden logischen Fehler verhindert“¹⁶. Das bedeutet im Umkehrschluss, dass Fehler nur da auftreten, wo ein unwahrer Sachverhalt für wahr gehalten oder ein wahrer Sachverhalt nicht richtig verstanden wird, sei es aufgrund der Undeutlichkeit eines Ausdrucks – wobei die natürliche Sprache im Gegensatz zur logischen dazu neigt, die Gedanken bis zur Unkenntlichkeit „zu verkleiden“¹⁷ –, sei es aufgrund der defizitären Auffassungsgabe eines Subjektes, das aus privaten Gründen (Krankheit, Verrücktheit, Irregeleitetheit) eine Tatsache nicht verstehen will oder kann. Zum dritten – hier liegt der Nachteil der Systematik – schließt die Maxime „Was denkbar ist, ist auch möglich“¹⁸ nicht die Existenz von Dingen aus, die nicht stringent gesagt bzw. nicht gedacht werden können: „Es gibt allerdings Unaussprechliches. Dies zeigt sich, es ist das Mystische“¹⁹. So hält Wittgenstein am Ende seines *Tractatus* eine Herausforderung an die Philosophie bereit, die intuitiv bereits darauf hinausläuft, zu zeigen, dass es unmöglich ist, anzugeben, wie groß die Menge aller Elemente ist, über die man nicht sprechen kann (und also schweigen soll).

Aus der historischen Perspektive lässt sich feststellen, dass in der Zeit von 1920 bis 1930 – einer Schlüsselepoche auf den verschiedensten Gebieten der Kunst, der Natur- und der Sozialwissenschaften – die von vielen einflussrei-

chen Zeitgenossen geteilte sprachphilosophische Generalthese verbreitet war, dass in einem einzigen, sehr kurzen Text, dem *Tractatus logico-philosophicus*, die Möglichkeit für die Lösung aller wichtigen Probleme der Philosophie angelegt sei. Bis heute hält dieser Text, welcher im Übrigen der einzige von Wittgenstein selbst veröffentlichte ist, zentrale Anknüpfungspunkte für die Logik und die Philosophie bereit. Das Problem des frühen Wittgenstein ist jedoch ein grundsätzliches: Das zentrale Argument, das die Logik selbst betrifft, nämlich die Darstellbarkeit der universellen Grammatik auf der Grundlage der *Principia Mathematica*, hat sich als unhaltbar erwiesen. Der Nachweis gelang im Jahr 1931 dem Mathematiker Kurt Gödel, der „formal unentscheidbare Sätze der *Principia Mathematica* und verwandter Systeme“ entdeckte und damit der Philosophie sowie der gesamten Wissenschaftsgeschichte ein folgenreiches Problem bescherte: Formale Systeme, die auf einer abzählbaren Menge von Axiomen beruhen, können als Ganzheit gefasst (aufgrund der „Russellschen Antinomie“) nicht zugleich vollständig und widerspruchsfrei sein; oder ‚positiv‘ formuliert: „Jedes hinreichend mächtige formale System ist entweder widersprüchlich oder unvollständig“²⁰. Damit war auch bewiesen, dass es unmöglich ist, alle philosophischen Probleme vollständig und widerspruchsfrei in einer einzigen Metatheorie zu formulieren.

Wittgenstein selbst ahnte schon 1929, als er nach Cambridge und zur Philosophie zurückkehrte, zunächst nur um einige Sätze des *Tractatus* zu korrigieren, dass etwas Grundlegendes mit seinem System nicht stimmen konnte. Nach einigen Detailverbesserungen der Syntax wurde die seit 1931 notwendig gewordene „Demontage des logischen Atomismus“²¹ sodann zu Wittgensteins philosophischem Programm bis zu seinem Tod 1951. Trotz der phänomenologischen Rückwendung gegen den transzendentalen Logizismus in den *Philosophischen Untersuchungen* sowie des gesamten wittgensteinschen Spätwerks – dies sind neben den *Philosophischen Untersuchungen* vor allem die *Philosophischen Bemerkungen*, die *Philosophische Grammatik*, die Notizen aus den Vorlesungen in Cambridge 1934-1935: *The Blue Book* und *The Brown Book*, sowie die Aufzeichnungen *Über Gewißheit* – bleibt jedoch die Sprache der Kerngegenstand von Wittgensteins Philosophie. Auch für den späten Wittgenstein gilt: „die Sprache selbst ist das Vehikel des Denkens“²². Der grundlegende Unterschied besteht jedoch darin, dass er die Sprache nicht mehr als „logische Form“, sondern als „Lebensform“²³ begreift.

Der Übergang vom *Tractatus* zu den *Philosophischen Untersuchungen* lässt sich am Wandel der Bedeutung des Evidenzbegriffes festmachen. Die Evidenz im Sinne eines unvermittelten und unbezweifelbaren Sachverhaltes war im *Tractatus* anhand der Elementarteile (Atome, Namen) gegeben, über deren Verbindung (gemäß der universellen Grammatik) sich der Sinn eines Satzes und dessen Wahrheitsgehalt ergab. Der neue sprachphilosophische Ansatz der *Philosophischen Untersuchungen* beruht auf der Tatsache, dass die Grundvoraussetzung dieser These nicht mehr gilt. Die atomaren Teile existieren nicht real, sondern nur durch (theoretische, wissenschaftliche) Konstruktion. Man kann nicht sinnvoll von Atomen der Welt sprechen, die im absoluten Sinne

einfach seien. Die einfachen Dinge können keine Voraussetzung für die stringente Funktion logischer Sätze sein, im Gegenteil, selbst die einfachsten Elemente erweisen sich als solche erst in Abhängigkeit einer Funktion, d.h. einer bestimmten Verwendung im Satz. Der unhintergehbare Grund dafür ist ein streng logischer: Die Unvollständigkeit der axiomatischen Logik macht es unmöglich, eine ausreichend große Anzahl an Differenzen anzunehmen, die allen Elementarelementen eineindeutig zuzuweisen wären²⁴. Intuitiv zeigt sich dieses Problem in der Praxis einer jeden natürlichen Sprache, in der eine exakt identische Folge von Zeichen absolut verschiedene Bedeutungen annehmen kann. Es besteht ein Unterschied für die Bedeutung des Worts (oder der Zeichenfolge) „Krieg“, ob es der Eintrag eines Substantivs im Duden oder die Deklaration eines mächtigen Staates ist, der über Massenvernichtungswaffen verfügt. Diesem Problem begegnet Wittgenstein mit einer These, die zum Grundtheorem der *Philosophischen Untersuchungen* wird: Die Bedeutung eines Wortes (oder eines Zeichens) kann nicht ein einziges (eindeutiges) ‚etwas‘ sein, weder ein physisches noch ein psychisches noch ein ideales Objekt, sondern muss „in der Art ihres Gebrauchs“²⁵ erklärt werden. Die Bedeutung eines Wortes konstituiert sich durch den regelhaften Gebrauch einer Sprache. Selbst die ‚Evidenz‘ der Atome ist abhängig von der Art und Weise ihrer sprachlichen Verwendung, deren Regeln zu analysieren die philosophische Aufgabe ist.

Wenn die Kernelemente der Tatsachen nicht von selbst gegeben sind, ist es notwendig, eine Instanz der Vermittlung anzunehmen, welche die Wahrheitsfunktion bzw. die Herstellung wahrer Aussagen durch die adäquate Verwendung der Sprache gewährleistet. Es stellt sich die Frage, die auf der Ebene jeder überzeugenden (und zuvorderst der wissenschaftlichen) Übereinkunft von Sachverhalten, Faktizität und sprachlichen Vermittlung virulent wird, nämlich wie die Verständigung über die Wahrheit bestimmter Sachverhalte zustande kommt. Die Instanz der Bewusstseins oder der Psyche (im Akt einer subjektiven Vermittlung) kommt nicht in Frage. Zwar wird die Existenz der Bewusstseinsvorgänge auch bei Wittgenstein nicht grundsätzlich bezweifelt, ihre Bedeutung als Kriterium dafür, was jemand meint oder denkt, aber für irrelevant erklärt: „Ob jemand gewisse Vorgänge versteht, und was jemand für Vorstellungen hat, entscheiden wir nach verschiedenen Kriterien“²⁶. Begreift man Wissen und Verstehen als Bewusstseinsvorgänge, kann man leicht irreführt werden. Die Konfusion beruht auf der Missverständlichkeit der spezifischen Sprache, in der man über Bewusstseinszustände spricht. Eine „private“ Zuordnung von Gedankenelementen und Wirklichkeitselementen ist nicht verifizierbar. Das eindrucklichste Beispiel dafür ist der Schmerz als subjektivster aller Ausdrücke. „Die Wörter dieser Sprache“ (der Erlebnisse, Gefühle, Stimmungen etc.) beziehen sich auf etwas, „wovon nur der Sprechende wissen kann; auf seine unmittelbaren privaten Empfindungen. Ein Anderer kann diese Sprache [...] nicht verstehen“²⁷.

Daraus folgt zum einen, dass die Evidenz im Sinne der klaren und deutlichen Anschauung eines einzelnen Subjektes (wie bei Descartes) nicht möglich

ist. Evidenz als Teil der Wahrheit benötigt die Vermittlung durch Aussagen in regelgeleiteten Sätzen einer Sprache. Es gibt zum anderen aber auch keine allgemeingültige und unveränderliche Regel, auf die – im Zweifelsfall – eine private Äußerung zurückgeführt werden könnte. Niemand kennt alle Regeln einer Sprache oder denkt über sie nach, während die meisten von ihnen wie selbstverständlich angewendet werden. Man ahnt nur, „inwiefern der allgemeine Begriff der Bedeutung der Worte das Funktionieren der Sprache mit einem Dunst umgibt, der das klare Sehen unmöglich macht“²⁸.

Die Lösung des Problems beruht auf einer konsistenten Zusammenführung der Bedeutung von Sätzen *und* des spezifischen Gebrauchs einer Sprache. Dazu kreiert Wittgenstein den Begriff des „Sprachspiels“, ein (logisch nicht zu widerlegendes) Konzept, das für die Philosophie, die Epistemologie und die Sprachwissenschaften noch folgenreicher ist als die Grammatik der sieben Sätze des *Tractatus*. Das Sprachspiel ist der zentrale Gegenstand sowohl der *Philosophischen Untersuchungen* als auch der Aufzeichnungen *Über Gewißheit*. Er bezeichnet das nicht abzählbare Gefüge der Regeln, die in der konkreten Situation darüber entscheiden, wie die Zeichen, Namen und Satzteile einer Sprache verwendet werden, um einen Sachverhalt verständlich auszudrücken. Das Sprachspiel fungiert als Medium der adäquaten Kennzeichnung von Gedanken²⁹. Mit diesem Begriff, der sich gegen das Verstehen als inneren Vorgang ebenso wie gegen die Erklärung der atomaren Satzteile durch bloße Hinweisdefinitionen wendet, nähert sich Wittgenstein seinem neuen Sprachverständnis analytisch von zwei Seiten an. Zum einen definiert das ‚Sprachspiel‘ einen größtmöglichen konzeptuellen Rahmen, der (theoretisch) alle Elemente der Sprache ebenso wie alle Möglichkeiten ihrer Verwendung einschließt³⁰. Zum anderen liefert die Regelgeleitetheit der Sprache, in der die Sprachspiele selbst beschrieben werden, ein einfacheres Verfahren zum Gebrauch der Zeichen als jenes, nach denen die Zeichen in der „äußerst komplizierten“ (weil häufig ambivalenten) Alltagssprache gebraucht werden³¹.

Da ein Sprachspiel aber immer nur im konkreten Kontext einer gegebenen Situation zu bestimmen ist, führt das analytische Annäherungsverfahren zu keinem allgemeingültigen Gesetz. Um die Sprache als Verwendungszusammenhang von Regeln bzw. als ein „*Einbeziehen* von Regeln“³² in das (denkende, die Welt abbildende) Sprechen zu verstehen, ist man stets gezwungen vom Einzelfall auszugehen. Welche Rolle spielt ein Wort oder ein Zusammenhang von Zeichen, Wörtern und Sätzen in der gemeinsamen Tätigkeit von Sprachbenutzern? Um die These zu belegen, dass „das Sprechen einer Sprache“ immer Teil einer bestimmten Tätigkeit oder „Lebensform“ ist, bleiben nur die konkreten Beispiele selbst: Wittgensteins Sprachspiele sind z.B. Bitten, Danken, Fluchen, Grüßen, Beten, Befehlen, Beschreiben, Berichten usw., aber auch Theater spielen, eine Geschichte erfinden, eine Hypothese aufstellen, einen Reigen singen, ein Rätsel raten, einen Witz erzählen, eine Rechenaufgabe lösen, aus einer Sprache in die andere übersetzen usf.³³ Eine Wissenschaft zu betreiben, stellt ebenfalls ein Sprachspiel dar, das sich nach immanenten, jeder Disziplin eigenen Regeln differenziert. Der funktionale Gebrauch von Worten

und Sätzen – und damit die Herstellung wahrer Sachverhalte – wird in jeder Situation, die eine eigene Verwendung der Sprache verlangt, auf besondere Weise bestimmt. Diese Bestimmung kann man mit den Regeln des Schachspiels vergleichen, in der die Bedeutung einer jeden Figur (die für sich genommen ein Stück Holz darstellt, das zu allen möglichen Zwecken verwendet werden könnte) durch die Summe ihrer Zugmöglichkeiten begrenzt wird, wobei im Optimalfall ein einziger Zug der beste ist. Zugleich sind die Regeln eines Sprachspiels aber selten so streng festgelegt wie im Schachspiel. Es gibt Situationen, in der wie beim Ballspiel eines Kleinkindes die Regeln in jedem Schritt neu festgelegt oder improvisiert werden können. „Es gibt [...] unzählige verschiedene Arten der Verwendung all dessen, was wir ‚Zeichen‘, ‚Worte‘, ‚Sätze‘ nennen. Und diese Mannigfaltigkeit ist nicht Festes, ein für alle Mal Gegebenes; [...] neue Typen der Sprache, neue Sprachspiele, [...] entstehen und andre veralten und werden vergessen“³⁴.

Die logische Konsequenz aus dem Unvollständigkeitssatz ist dem Konzept des Sprachspiels inhärent. Die Menge aller Sprachspiele ist ebenso wenig denkbar wie die Menge aller Regelungen, die für ein spezifisches Sprachspiel vonnöten sind. Trotzdem funktionieren die Sprachspiele und einige von ihnen laufen darauf hinaus, nachprüfbar zutreffende Sachverhalte zu produzieren. Die Evidenz ist nicht das kleinste Element einer Wahrheitsfunktion, vielmehr benennt sie die Tatsache, dass Wahrheit praktisch hergestellt werden kann. Das Letztgegebene sind nicht die Atome, sondern die ‚Lebensformen‘, die den Sprachspielen Ausdruck verleihen. Mit der Philosophie des Sprachspiels präzisiert Wittgenstein seine immense Herausforderung, die nicht nur an die Philosophie und den gesunden Menschenverstand gerichtet ist, sondern an alle grundlegenden Lebensformen oder Anwendungsbereiche des menschlichen Denkens und Handelns: die Wissenschaft, aber auch die Politik, die Kunst und die Liebe³⁵. All diese Bereiche repräsentieren eine besondere Form des Umgangs mit der Sprache, ein besonderes Sprachspiel, dessen Regeln niemals allgemeingültig sind, sondern sich stets aus der Praxis eines spezifischen Verhaltens zur Wahrheit (und einer entsprechenden Entscheidung) konstituieren.

Das Verhältnis von Wahrheit und Evidenz macht die besondere Herausforderung für die Wissenschaften deutlich, deren Sprachspiele darauf beruhen, einen überprüfbaren Anspruch auf Faktizität zu formulieren. Ein solcher Anspruch kann nur dann objektiv begründet werden, wenn allen am Sprachspiel beteiligten Spielern ‚einsichtig‘ ist, worin die Wahrheit besteht, was es heißt zu verstehen, und bis zu welchen Grenzen es möglich ist zu zweifeln³⁶. Dies ist eine praktische Regel der Evidenz: Ein Wissenschaftler muss sich als Subjekt im Prozess einer Wahrheit konstituieren. D.h. er muss den Anwendungsbereich und die Grenzen der Regeln jenes Sprachspiels kennen und explorieren, an dessen (kreativer) Fortschreibung er selbst beteiligt ist. Und er muss sich im Einzelfall der Distanz zwischen dem Gegenstand seiner wissenschaftlichen Arbeit und der verwendeten Sprache gewahr sein bzw. die (formalisierbare) Regelmäßigkeit dieser Distanz in die Darstellung seiner Ergebnisse einbeziehen.

Aus der praktischen Regel der Evidenz folgt somit eine ethische Prämisse,

deren zentrales Moment eine Verantwortung für die Unterscheidung von Sprachen darstellt. Gute wissenschaftliche Praxis ist ein auf Verständlichkeit und Intersubjektivität ausgerichtetes Verhalten innerhalb eines spezifischen Spiels mit einer bestimmten Sprache. Um die Sprache zu verstehen und zu verwenden, sind die Regeln des Spiels in Abhängigkeit von der Natur des Gegenstandes zu explizieren. Geht es um die Faktizität einer objektiven Verfasstheit, wie zum Beispiel die Frequenz von Gehirnwellen in der Elektroenzephalografie, so genügt für das wissenschaftliche Verständnis des Gegenstands die falsifizierbare Konsistenz einer möglichst reduzierten symbolischen Sprache³⁷. Geht es jedoch um die Explikation eines Gedichts wie Mallarmés *Un coup de dés*, beruht das Verständnis des Gegenstands geradezu ausschließlich auf der metasprachlichen Reflexion über die Regeln der explizierenden Sprache.

ANMERKUNGEN

¹ Im Folgenden nehme ich die Elemente einer Untersuchung wieder auf, die am folgenden Ort veröffentlicht ist: G. Kamecke, „Spiele mit den Worten, aber wisse, was richtig ist! Zum Problem der Evidenz in der Sprachphilosophie“, in: *Zeitschrift für Kulturwissenschaften* (2009), Heft 1, S. 11-25.

² Die von mir thematisch auf das ‚Sichtproblem‘ der Evidenz zugeschnittenen Beispiele stammen von A. Comte-Sponville, *Dictionnaire philosophique*, Paris 2001, S. 228-229.

³ Die Elemente dieser Definitionskomposition finden sich bei W. Halbfass, „Evidenz“, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie* (hg. von J. Ritter), Darmstadt/Basel 1972, Bd. III, Sp. 829; J. Mittelstraß, „Evidenz“, in: *Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie* (hg. von J. Mittelstraß), Stuttgart 1995, Bd. II, S. 609 sowie A. Luckner, „Evidenz“, in: *Enzyklopädie Philosophie* (hg. von H. J. Sandkühler), Hamburg 1999, Bd. I, S. 364.

⁴ „Je pense, donc je suis“. R. Descartes, *Discours de la méthode pour bien conduire sa raison et chercher la vérité dans les sciences*, Paris 1959, S. 115.

⁵ Vgl. E. Husserl, *Logische Untersuchungen VI*, Stuttgart 1980, Bd. 2, S. 122 sowie ders., *Formale und transzendente Logik. Versuch einer Kritik der logischen Vernunft*, Den Haag 1974, S. 169. Zur Herleitung des phänomenologischen Evidenzbegriffs aus der Philosophie von Descartes vgl. ders., *Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie*, Hamburg 1996, S. 82-86.

⁶ „Es ist bekannt, daß die Sprach ein Spiegel des Verstandes, und daß die Völker, wenn sie den Verstand hoch schwingen, auch zugleich die Sprache wohl ausüben“. G. W. Leibniz, „Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache“, in: *Hauptschriften zur Grundlegung der Philosophie*, Bd. II, Hamburg 1966, S. 519.

⁷ W. Stegmüller, *Metaphysik, Skepsis, Wissenschaft*, Berlin/Heidelberg/New York 1969, S. 168-167.

⁸ Die „Philosophie der idealen Sprache“ ist die Grundlage der transzendentalen sprachanalytischen Philosophie, deren weitere Repräsentanten vor allem Frege und Russell sind. Nach Wittgenstein ist sie in der Philosophie von Willard Van Orman Quine und Rudolf Carnap verteidigt sowie in der mathematischen Logik und in der Computer-Programmierung fortgeführt worden.

⁹ Die „Philosophie der normalen Sprache“ repräsentiert die phänomenologische Wende der analytischen Philosophie. Sie ist von verschiedenen (sich wieder verzweigenden Schulen) fortgeführt worden, so u.a. den Naturalisten (Herbert P. Grice), den Normativisten (Donald Davidson) oder den Empiristen (Michael Dummett, Robert Brandom). Ohne die Grundlagen des späten Wittgenstein wären aber auch die sprachpragmatischen Theorien der *Ordinary language philosophy* (John Austin, Gilbert Ryle, John Searle) nicht denkbar.

¹⁰ L. Wittgenstein, *Tractatus logico-philosophicus. Tagebücher 1914-1916. Philosophische Untersuchungen*, Werkausgabe Bd. 1, Frankfurt/Main 1988, S. 10 (TLP, Vorwort). Konsequenterweise gab er daraufhin die Philosophie auf und betätigte sich, nachdem er das geerbte Vermögen eines Großindustriellen verschenkt hatte, bis 1929 als Dorfschullehrer, Gärtner und Architekt.

¹¹ „The main point is the theory of what can be expressed by propositions – i.e. by language – (and, which comes to the same, what can be *thought*) and what cannot be expressed by propositions, but only shown; which, I believe is the cardinal problem of philosophy.“ Wittgenstein, Brief an B. Russell, August 1919, zit. in: H. Sluga, „Ludwig Wittgenstein: Life and work. An introduction“, in:

The Cambridge Companion to Wittgenstein, Cambridge 1996, S. 9.

¹² Wittgenstein, *Tractatus*, 1988 [wie Anm. 10], S. 66 (TLP, 5.5563).

¹³ Ebd., S. 11, 17, 25, 45, 69, 85 (TLP, 1, 2, 3, 4, 5, 6, 6.001, 7).

¹⁴ In der Reihenfolge der zitierten Sätze des TLP: Ebd., S. 67, 14, 11, 15, 38, 16, 25, 17, 43f., 33, 26.

¹⁵ Ebd., S. 68 (TLP, 5.632).

¹⁶ Ebd., S. 57 (TLP, 5.4731).

¹⁷ „Der Mensch besitzt die Fähigkeit, Sprachen zu bauen, womit sich jeder Sinn ausdrücken läßt, ohne eine Ahnung davon zu haben, wie und was jedes Wort bedeutet [...] Die Sprache verkleidet die Gedanken. Und zwar so, daß man nach der äußeren Form des Kleides nicht auf die Form des bekleideten Gedankens schließen kann; weil die äußere Form des Kleides nach ganz anderen Zwecken gebildet ist als danach, die Form der Körper erkennen zu lassen.“ Ebd., S. 25f. (TLP, 4.002).

¹⁸ Ebd., S. 17 (TLP, 3.02).

¹⁹ Ebd., S. 85 (TLP, 6.522).

²⁰ K. Gödel, „Über formal unentscheidbare Sätze der Principia Mathematica und verwandter Systeme“, in: *Monatshefte für Mathematik und Physik*, Nr. 38, 1931, S. 173-198. Die Russellsche Antinomie lautet: „Es ist unmöglich, die Menge aller Mengen zu konstruieren, die sich nicht selbst als Element enthalten“, wobei der Ausschluss der Zugehörigkeit einer Menge zu sich selbst ein notwendiger Bestandteil der Definition einer konsistenten Menge ist. Vgl. B. Russell: *The principles of mathematics*, New York 1989, S. 100. Anhand dieser Antinomie ist das Unvollständigkeitsproblem theoretischer Axiome leicht nachvollziehbar. Man weist von jeder Seite in einem einzigen logischen Schritt nach, dass sowohl die Annahme der Existenz als auch der Nichtexistenz einer Menge aller Mengen, die sich nicht selbst als Element enthalten, zu einem Selbstwiderspruch führt. Der Punkt ist unentscheidbar.

²¹ A. Kenny, *Wittgenstein*, Frankfurt/Main 1974, S. 123.

²² „Wenn ich in der Sprache denke, so schweben mir nicht neben dem sprachlichen Ausdruck noch ‚Bedeutungen‘ vor; sondern die Sprache selbst ist das Vehikel des Denkens.“ Wittgenstein, *Tractatus*, 1988 [wie Anm. 10], S. 384 (PhU, §329).

²³ J. R. Flor, „Der späte Wittgenstein. Sprache und Lebensform“, in: *Philosophie im 20. Jahrhundert* (Hg. von A. Hügli und P. Lübcke), Bd. 2, Reinbek 1993, S. 212-235.

²⁴ „Wenn wir sagen: ‚jedes Wort der Sprache bezeichnet etwas‘ so ist damit vorerst noch *gar* nichts gesagt; es sei denn, daß wir genau erklärten, *welche* Unterscheidung wir zu machen wünschen.“ Wittgenstein, *Tractatus*, 1988 [wie Anm. 10], S. 243f. (PhU, §13). An diesem „Unterscheidbarkeitsproblem“ der Atome (Monaden) scheiterte schon, ohne dass man dies zu der Zeit hätte logisch nachweisen können, die Konstruktion der idealen Sprache in Leibnizens *Monadologie*. Vgl. A. Badiou, *L'être et l'événement*, Paris 1988, S. 349-357.

²⁵ Wittgenstein, *Tractatus*, 1988 [wie Anm. 10], S. 242 (PhU, §10).

²⁶ Kenny, *Wittgenstein*, 1974 [wie Anm. 21], S. 172.

²⁷ Wittgenstein, *Tractatus*, 1988 [wie Anm. 10], S. 356 (PhU, §243).

²⁸ Ebd., S. 239 (PhU, §5).

²⁹ Um das neue ‚System‘ zu komplettieren, kommen die Begriffe der *Familienähnlichkeit* und des *Kriteriums* hinzu. Daraus ergibt sich das konzeptuelle Gerüst des späten Wittgenstein: die Suche nach Kriterien für die Verwendung von Sprachspielen, deren Regeln das Verhältnis von Zeichen und Bedeutung in denkbare Tatsachen überführen.

³⁰ „Ich werde auch das Ganze: der Sprache und der Tätigkeiten, mit denen sie verwoben ist, das ‚Sprachspiel‘ nennen.“ Ebd., S. 241 (PhU, §7). Damit wird auch die Logik eingeschlossen: „Zur Logik gehört alles, was ein Sprachspiel beschreibt.“ Ders., *Über Gewißheit*, Werkausgabe Bd. 8, Frankfurt/Main 1990, S. 131 (ÜG, §56).

³¹ Ders., *Das blaue Buch. Eine philosophische Betrachtung (Das braune Buch)*, Werkausgabe Bd. 5, Frankfurt/Main 1991, S. 37 (*Das blaue Buch*).

³² Ebd., S. 32, Herv. i. T.

³³ Ders., *Tractatus*, 1988 [wie Anm. 10], S. 250 (PhU, §23).

³⁴ Ebd.

³⁵ Alain Badiou schlägt in seiner Fundamentalontologie vor, den Anwendungsbereich der Wahrheit auf diese vier grundlegenden, „subjektkonstituierenden Praktiken“ zu beschränken: Wissenschaft, Politik, Kunst, Liebe. Badiou, *L'être et l'événement*, 1999 [wie Anm. 24], S. 23-25, S. 546.

³⁶ „Wer keiner Tatsache gewiß ist, der kann auch des Sinnes seiner Worte nicht gewiß sein.“ Wittgenstein, *Über Gewißheit*, 1990 [wie Anm. 30], S. 144 (ÜG, §114).

³⁷ Zur Problematik dieser Reduktion im Hinblick auf die zeitgenössische Neufassung des Lebensbegriffs und deren Sprache vgl. G. Kamecke: „What is it to Live? Critical Considerations with Regard to Badiou and Bergson Concerning Life Theory and its Language“, in: *Filozofski vestnik* XXX, Nr. 2 (Ljubljana 2009), S. 207-225.